

Kultur & Gesellschaft

Vom Hausmeister zum Millionär

Sein Thriller «Verwesung» steht seit Wochen auf Platz eins der «Spiegel»-Bestsellerliste. Keiner ist zurzeit so erfolgreich wie der Brite Simon Beckett.

Von Günter Keil, München

Die schwarze Limousine bremst ab und gleitet wie in Zeitlupe ihrem Ziel entgegen. Türen öffnen sich, ernst blickende Menschen entsteigen dem Wagen. Innerhalb weniger Sekunden entsteht Aufregung. Kameras blitzen. Mittendrin, scheinbar unberührt: Simon Beckett. Er erweckt den Eindruck, als käme er geradewegs von einem buddhistischen Meditationswochenende. Als sei all dies, was im Vorfeld nahezu jeder seiner Lesungen passiert, kein Grund für Hektik. Als böte seine Karriere keinerlei Anlass für sichtbaren Stolz. Der unscheinbare Mann mit dem kahl geschorenen Kopf wird von der Verlagsbranche und seinen Lesern gefeiert wie schon lange kein Autor. Er gilt als der grösste Star, den die europäische Kriminalliteratur zurzeit zu bieten hat.

Sechs Millionen Bücher hat Simon Beckett allein in den vergangenen fünf Jahren verkauft, vor allem im deutschsprachigen Raum. In weiteren zwei Dutzend Ländern werden seine Romane veröffentlicht. «Noch vor nicht allzu langer Zeit war völlig unklar, ob ich überhaupt vom Schreiben leben könnte. Freunde haben mich wegen meiner unsicheren finanziellen Lage ständig bemitleidet», sagt der 42-jährige anlässlich seiner Lesung am Münchner Krimifestival. Beckett wurde in Sheffield geboren, besitzt einen Master of Arts in englischer Sprache und arbeitete nach dem

«Ein grosses Gelände, auf dem Wissenschaftler die herumliegenden Leichen untersuchen.»

Simon Beckett, inspiriert von der Body Farm

Studium als Hausmeister, Sprachlehrer in Spanien und Journalist. Auch Schlagzeug war er. Zu Beginn des neuen Jahrtausends schrieb Beckett vier Kriminalromane: solide Durchschnittsware, nicht sonderlich erfolgreich.

Alles deutete auf weitere Jahre unter den bemitleidenswerten Blicken seines sozialen Umfelds hin. Wäre nicht der Besuch der Body Farm im Jahr 2002 gewesen, einer etwa 12 000 m² grossen Forschungseinrichtung der Universität von Tennessee. «Ein grosses, offenes Gelände, auf dem Wissenschaftler die herumliegenden Leichen untersuchen. Darüber wollte ich schreiben», sagt Beckett. Zunächst war nur eine Reportage geplant. Doch die dort gewonnenen

Eindrücke waren offenbar so intensiv, dass sie den Journalisten zu einer Serienfigur inspirierten: Dr. David Hunter, forensischer Anthropologe, Witter und Ursache der beckettischen Erfolgsgeschichte.

«Die Chemie des Todes», der erste Hunter-Roman, erschien 2006. Simon Beckett führte seinen Protagonisten als gebrochenen, introvertierten Mann ein - der klassische Antiheld. «Ein weiterer cooler Typ mit Alkoholproblem und Affären wäre mir wie ein Klischee vorgekommen. Hunter sollte bescheiden und nachdenklich sein, ein gewöhnlicher Mensch mit Problemen und Zweifeln» erklärt Beckett. Mit einer solchen Figur, so das Kalkül des Autors, könnten sich Leser eher identifizieren als mit Superhelden. Und tatsächlich: Leichenexperte Hunter und der Plot um eine Mordserie in den Broads, einer Seen- und Sumpflandschaft in Westengland, erzeugten auf Anhieb literarische Sogwirkung.

Massenkompatibles Konzept

Auch in den Folgebänden «Kalte Asche», «Leichenblässe» und in seinem neuen Roman «Verwesung» blieb Beckett dem ursprünglichen Muster treu, Hunter als stillen Sympathieträger zu zeichnen, dezent gruselige Termini aus der Forensik einfließen zu lassen und in klarer Sprache einen traditionellen Krimi zu erzählen. Becketts Leistung liegt auch darin, den Stil erfolgreicher Genrekollegen nicht zu kopieren: Er beschreibt Hunter nicht so sarkastisch wie die US-Autorin Kathy Reichs ihre Anthropologin Tempe Brennan. Er verzichtet auf kauzige Protagonisten wie den vom Engländer Colin Cotterill erfundenen Leichenbeschauer Dr. Siri Paiboun. Und er verbreitet nicht so viel Aufregung wie die Pathologin Maura Isles der Amerikanerin Tess Gerritsen. Als «Thriller» werden seine Bücher zwar vermarktet, pralle Action und ein hohes Tempo finden sich bei Beckett indessen kaum. Mit David Hunter hat er die goldene Mitte gefunden, das momentan massenkompatibelste Krimikonzept für den von Neuerscheinungen überfluteten Buchmarkt.

Nicht unerheblich zum Erfolg beigetragen haben dürfte die Marketingstrategie des Rowohlt-Verlags. In der Schweiz, in Deutschland und Österreich erschienen die vier Hunter-Romane von Beginn an in schlichter Schwarzweiss-Optik. Dazu ein grafisch angedeutetes Kreuz - die reduzierte Symbolik hebt sich von den sonst oft grellen Covers mit grossen Buchstaben ab. Es ist wohl kein Zufall, dass dieser Gegenentwurf zum



Wer «Verwesung» schreibt, muss Friedhöfe lieben: Bestsellerautor Simon Beckett. Foto: Jens Koch (Picture Press)

Autor und zu seinem Helden passt. Becketts Körpersprache ist zurückhaltend, er gibt kurze Antworten. Sein Kleidungsstil entspricht dem eines höheren Angestellten aus der Bank- oder Versicherungsbranche. Ein Understatement-Star. Ähnliches gilt für David Hunter.

Wesensverwandtschaft

Doch Parallelen zwischen Realität und Fiktion weist Beckett von sich: «Wir sind grundverschieden, auch wenn meine Gedanken und Gefühle unweigerlich in die Figur einfließen. Im Gegensatz zu David gehe ich viel lieber in einen Pub als in ein Leichenschauhaus» sagt der Mann, der auf seiner Homepage mit einem Anflug von Stolz schreibt, dass er

aus dem Arbeitermilieu stammt. Heute ist Beckett Aufnahmenmillionär, verheiratet, kinderlos.

In «Verwesung» gibt es eine Szene, in der David Hunter einen neuen Tatort betritt: ein offen gelegtes Grab in den Stümpfen von Dartmoor. Polizisten schwirren umher und sprechen aufgeregt in ihre Handys, hochnäsige Wissenschaftler geben Statements von sich. Die Situation ist dominiert von zur Schau gestellter Macht und Arroganz. Mitten drin: David Hunter. Konzentriert, bescheiden, ruhig. Ohne grosse Worte beginnt der forensische Anthropologe mit der Arbeit. Und beendet sie nach einigen freiwilligen Überstunden ermüdet, aber ohne zu jammern.

Sein Erfinder schreibt nach jeder Lesung geduldig Autogramme, oft mehr als eine Stunde lang. Anschliessend bahnt ihm nervöses Sicherheitspersonal den Weg zur Limousine, begleitet von Menschen, die noch ein Foto, noch einen Händedruck, noch ein Abschiedswort von Simon Beckett haben wollen. Er nickt, erfüllt klaglos alle Wünsche und verschwindet schliesslich hinter dunklem Glas. Entweder er spielt eine Rolle. Oder er möchte nur nicht zugeben, dass er seinem Helden sehr ähnlich ist.

Simon Beckett: *Verwesung*. Aus dem Englischen von Andree Hesse. Wunderlich, Reinbek bei Hamburg 2011. 443 S., ca. 30 Fr.

Wenn das Ungewohnte plötzlich ganz selbstverständlich klingt

Prominenter Besuch an der Zürcher Musikhochschule: Der Komponist Helmut Lachenmann ist hier - unter anderem als freundlich fordernder Lehrer.

Von Susanne Kübler

Zehn Minuten dauert der Workshop mit Helmut Lachenmann erst, und schon beginnt man, über Dinge nachzudenken, über die man in der Regel nicht nachdenkt. Übers Einatmen zum Beispiel. Auf wie viele Arten man das tun kann! Mit oder ohne Ton, asthmatisch oder regelmässig wie im Schlaf, gurgelnd oder ächzend, wie in Panik oder geniesserisch.

Die Sängerin (beziehungsweise Schnaufferin), die im Kurs zusammen mit einer Flötistin und einem Cellisten Lachenmanns 1968 entstandenes Trio «temA» präsentiert, hat all die in der Partitur vorgeschriebenen Nuancen erarbeitet, und das Resultat klingt nach wie vor avantgardistisch und ziemlich kompliziert. Aber dann atmet Lachenmann vor und erzählt dazu die Geschichte von dem Buch, das ihm als Kind verboten war und das er dann doch vom

Nachttisch der schlafenden Mutter holen wollte, wobei er seine Anpirschtaktik nach ihren Einatmungsgeräuschen richtete - und alles wirkt ganz einfach.

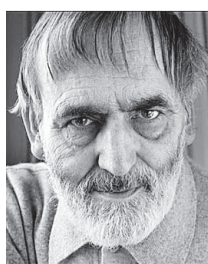
So geht es einem immer wieder an diesem Tag an der Zürcher Musikhochschule, der den Auftakt bildete zu einer ganzen Lachenmann-Woche. All die «netten kleinen Gemeinheiten» in den Partituren, all das, was der 75-jährige Komponist in seinem freundlichen Schwäbisch als «verflucht schwer» bezeichnet, wird selbstverständlich, sobald er mal eben die deutsche Nationalhymne vorschnalzt oder diesen ganz bestimmten schabenden Bratschenklang vorspielt.

Schnalzen, schaben, knallen, schweigen: Lachenmanns Musik führt weit über das hinaus und an dem vorbei, was Instrumente und Stimmen traditionellerweise produzieren. Es ist deshalb oft von Geräuschen die Rede im Zusammenhang mit seiner Musik, womit er gar nicht einverstanden ist. Geräusch, das klingt nach Fremdkörper, während es ihm doch einfach um präzise, unverbrauchte Klänge geht; «die philharmonische Würde eines Musikers wird nicht angekratzt, wenn er mal hinter dem Steg streicht», sagt er im Gespräch nach dem Workshop in seiner leisen Ironie.

Dass viele seiner Klänge in der klassischen Notation nicht vorgesehen sind, macht seine Partituren anspruchsvoller als andere. «Die Musiker schauen dann jeweils wie die Katze ins Bilderbuch», sagt er, und er versteht das durchaus. Was er dagegen nicht versteht und noch weniger goutiert, sind Interpretationen, die sich mit dem Ungefähren zufriedengeben: «Man kann auch Neue Musik gut oder schlecht spielen.»

Schnittlauch in der Suppe

Im Workshop heisst es dann jeweils: «Einfach durchzählen, wie bei Haydn.» Und tatsächlich, plötzlich hört man eine Verbindung zwischen Bratsche und Schlagzeug, die vorher nicht da war, plötzlich fügen sich der Cellokall und der Atemzug der Sängerin zu einem musikalischen Motiv. Dann freuen sich die



Helmut Lachenmann

Der 75-jährige Deutsche gehört zu den erfolgreichsten und innovativsten Komponisten.

Studierenden, und es freut sich der Komponist: «Super», ruft er dazwischen, «genau so». Wobei die Freude nicht nur dem Erlicker einer exotischen Spieltechnik gilt, sondern dem Verständnis dieses künstlerischen Moments.

Was ist Kunst, was kann, was muss sie sein? Diese Frage treibt Lachenmann um, sie steht ihm Zentrum seiner Werke und Schriften. Dass die Leute im Konzert «nur wohlig in die Badewanne liegen wollen», dass Kunst heute oft «nur der Schnittlauch in der Suppe» sei, geht ihm gegen den Strich. Nicht, dass er etwas gegen unterhaltende Musik hätte. Kürzlich wurde er in Harvard, wo er über Komponisten wie Cage oder Morton Feldman referierte, nach seinem «favourite composer» gefragt, und nannte zur Verblüffung der Studierenden Ennio Morricone. Und im Zürcher Workshop kombiniert er am Klavier so virtuos wie witzig den Schlager «Berliner Luft» mit einem japanischen Volkslied - eine Gelegenheitskomposition, «die aus urheberrechtlichen Gründen erst 2016 uraufgeführt werden darf».

Aber das ist dann eben nicht Kunst, die hat eine andere Aufgabe und einen anderen Anspruch. «Kunst erinnert uns daran, dass wir geistfähig sind», sagt Lachenmann. In diesem Sinn habe sie

einen Teil jener Bedeutung übernommen, die einst die Religion hatte: Sie ist dort, wo der Verstand nicht mehr hinkommt, wo das reine Denken an seine Grenzen stösst.

Fast ein Kinderspiel

Man erinnert sich dann an den Pianisten, der im Workshop Lachenmanns Zyklus «Ein Kinderspiel» vorstellte und sich im Gespräch mit dem Komponisten immer wieder vor die Stirn schlug: Technisch sei es ja nicht schwierig, aber hier, im Kopf, werde er mit manchen Stücken einfach nicht fertig. Lachenmann setzte sich darauf ans Klavier, die Akkorde und ihre Nachklänge hatte er auch 31 Jahre nach der Entstehung der Stücke noch in den Fingern, und der Pianist schlug sich wieder vor die Stirn: So geht das! Ein «Kinderspiel»? Es sei alles eine Frage des Trainings, sagte der Komponist, und es klang ermutigend.

Heute Freitag, Musikhochschule Zürich: 14-17 Uhr Vorträge, Konzert und Podiumsgespräch mit Helmut Lachenmann. 19.30 Uhr Konzert mit dem Ensemble Arc-en-Ciel (Werke von Berg und Lachenmann).

www.zhdk.ch